

Sigrid Zeevaert
Mehr als ein Spiel

Sigrid Zeevaert wurde 1960 in Aachen geboren, wo sie auch jetzt mit ihrem Mann und ihren zwei Kindern lebt. Sie studierte zunächst Grundschulpädagogik, widmete sich aber sehr bald ganz dem Schreiben. Neben Kurzgeschichten und Fernsehbeiträgen entstanden vor allem zahlreiche Kinder- und Jugendbücher, die in viele Sprachen übersetzt und mehrfach ausgezeichnet wurden. 2006 erhielt Sigrid Zeevaert den Friedrich-Bödecker-Preis für ihre besondere Leistung auf dem Gebiet der neueren deutschen Kinderliteratur.

Sigrid Zeevaert

Mehr als ein Spiel

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**

Zu diesem Band gibt es ein Unterrichtsmodell
unter www.dtv.de/lehrer zum kostenlosen Download.



Ungekürzte Ausgabe
14. Auflage 2018
2002 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München
© 2007 Sigrid Zeevaert
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: Sabine Wilharm
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Gesetzt aus der Fairfield 11,5/13,5'
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-70718-3

1. Kapitel



*Von Anna, die am anderen Ende
der Welt wohnt, von Rauchwolken,
einer herausgestreckten Zunge und
einem geliehenen Fernglas*

Der Regen hatte aufgehört. Überall auf dem Weg hatten sich Pfützen gebildet. Frieda sprang über die größten von ihnen, aber leider schaffte sie es manchmal nicht ganz. Patschnasse Füße hatte sie schon. Trotzdem hatte sie es nicht eilig, nach Hause zu gehen. Erstens hatte sie Ferien und zweitens wartete zu Hause ja auch niemand auf sie. Höchstens Bastian, und auf den konnte Frieda gut verzichten, weil er unausstehlich war. Jedenfalls manchmal.

Frieda sprang über die nächste Pfütze, die kinderleicht war.

Schade, dass Frieda nicht so einen Bruder wie Anna hatte. Im Gegensatz zu Bastian war der nämlich nett, obwohl er auch schon älter war und Pickel bekam. Seit Bastian welche hatte, war er meistens schlechter Laune und meckerte nur noch. Oder er schloss sich in seinem

Zimmer ein und hörte so laut Musik, dass die Wände wackelten. Mama und Papa waren dann immer wütend und es gab Streit, weil Bastian sich von ihnen nichts mehr sagen ließ.

Annas Bruder war ganz anders. Der saß meistens vor seinem Computer und verzog auch nicht gleich sein Gesicht, wenn Frieda und Anna auftauchten und mal laut lachten.

Frieda seufzte. Sie war ein Pechvogel, denn nicht genug damit, dass sie keinen vernünftigen Bruder hatte, zu allem Überfluss war auch noch ihre Freundin Anna weg. Für immer und ewig. Vor einer Woche war sie nach Australien gezogen und das lag am anderen Ende der Welt und alles war dort anders. Wenn hier Tag war, dann war in Australien Nacht, und wenn hier alles schlief, dann rannten sie am anderen Ende der Welt in der Gegend herum und gingen einkaufen und in die Schule und arbeiteten oder sie saßen in der Sonne und tranken Limo. Da, wo Anna jetzt war, regnete es so gut wie nie.

Frieda fühlte wieder diesen komischen Stich in der Brust, den sie immer bekam, wenn sie an Anna dachte. Anna war ihre beste Freundin, und wenn sie jetzt hier wäre, würden sie wahrscheinlich wieder Quatsch machen. Würden in die nächste Bäckerei gehen und fragen: »Haben Sie Schweinsöhrchen?« Mit Anna konnte man solche Sachen machen. Bei Leuten an der Haustür klingeln und durch die Sprechanlage sagen: »Guten Tag, hier kommt Ihre Pizza!«, und dann ganz schnell

wegrennen. Oder jemanden Wildfremdes anrufen und fragen: »Kennen Sie schon den neuesten Witz?«

Frieda legte den Kopf in den Nacken und sah in die Wolken. An Annas Abreisetag hatte sie geheult wie verrückt. Wer weiß, wie lange es dauerte, bis sie Anna wieder sah. So eine Freundin wie sie fand sie wahrscheinlich nie mehr.

Sie überquerte die Straße, kam am Kiosk vorbei und blieb zögernd stehen.

Eine große Dose voll Dinosaurier stand im Fenster. Riesen-Kaugummikugeln, Marzipanstangen, Lakritze, Cola-Lutscher, Schokolade, Karamellbonbons . . .

»Was darf es sein?«, fragte der Verkäufer.

Frieda trat von einem Fuß auf den anderen. Wenn es nach ihr ginge, durfte es gleich alles sein, aber so viel Geld hatte sie nicht. Sie kaufte fünf Dinosaurier, die sie alle auf einmal in den Mund steckte. Morgen konnte sie dann die Riesen-Kaugummikugeln probieren. Oder die Marzipanstangen und Karamellbonbons.

Frieda bog um die Ecke und sah auf der anderen Straßenseite zwei Jungen, die an einer Hauswand lehnten und rauchten. Frieda guckte genauer hin. Die beiden Jungen waren kaum älter als sie.

»He!«, hörte sie jetzt den einen rufen. »Ist was? Oder warum guckst du so blöd?«

Frieda schluckte die Dinosaurier hinunter. »Ich gucke nicht blöd!«, rief sie zurück. Und weil ihr nichts anderes einfiel, streckte sie den beiden die Zunge heraus.

»Hast du das gesehen?«, rief der andere und blies eine Rauchwolke aus. »Die Kleine will frech werden.«

Friedas Herz begann zu klopfen. Sie beschleunigte ihren Schritt und sah in eine andere Richtung.

»Pass bloß auf!«, hörte sie die Jungen wieder. »Sonst kommen wir mal rüber zu dir und zeigen dir was!«

Frieda wurden die Knie weich. Sie ging weiter, sah sich nicht um. Besser, sie legte sich nicht weiter mit ihnen an. Sagte nichts und tat auch nichts mehr, ging nur schnell nach Hause und sah zu, dass sie den beiden nicht noch einmal in die Quere kam.

Frieda schloss die Wohnungstür auf und horchte. Alles war still. Also war Bastian gar nicht zu Hause und sie war allein. Mama und Papa kamen ja erst gegen fünf von der Arbeit zurück.

Frieda zog ihre nassen Schuhe und Strümpfe aus, ging barfuß in die Küche.

Manchmal fand sie es schön, allein zu Hause zu sein. Dann schimpfte wenigstens keiner, wenn sie sich – so wie jetzt – schnell aus dem Kühlschrank bediente oder verschiedene Schubladen des Wohnzimmerschranks aufzog, um nachzusehen, was alles darin war. Ein paar Fotos von Papa und Mama und ihrem letzten Segelwochenende zum Beispiel, Schrauben und Nägel, Heftzwecken, Haarspangen von Mama und ein Ohrring, der sich nicht mehr anstecken ließ, ein altes Notizheft, in dem auf einer Seite stand: »Ich liebe dich, dein alter dicker Franz.« Franz, so hieß Papa. Aber erstens war er

nicht alt und zweitens nicht dick. Frieda musste grinsen. Sie blätterte noch ein bisschen, wühlte weiter, fand noch so allerhand, schob die Schublade schließlich wieder zu, weil ihr einfiel, dass in Bastians Zimmer ja die Musikanlage mit den großen Boxen stand, die er sich neu gekauft hatte.

Schnell sauste sie in sein Zimmer hinüber, stand vor dem Gerät und wusste nicht so recht, welche Knöpfe man drücken musste und welche auf gar keinen Fall. Bastian bekam garantiert einen Tobsuchtsanfall, wenn er merkte, dass sie daran herumgespielt hatte. Blöder Bastian. Der tat ja so, als gäbe es nichts Schrecklicheres, als eine kleine Schwester zu haben. Dabei war Frieda doch nett. Sehr nett sogar. Und wenn sie mal an die Badezimmertür klopfte, weil sie ganz dringend musste, dann war das doch längst kein Grund, gleich wieder so zu fluchen. Für Bastians Pickel konnte sie schließlich ja nichts.

Auf seinem Regal entdeckte Frieda ein Fernglas. Sie nahm es, sah hindurch, konnte aber kaum etwas erkennen.

Frieda zögerte. Wenn sie es sich schnell mal auslieh und auf die Straße hinunterging, um es richtig auszuprobieren, würde Bastian nichts davon merken. Bis er kam, war sie ja längst wieder zurück und das Fernglas stand an seinem Platz, so wie sonst auch.

Frieda zog die Tür hinter sich zu, lief die Treppe hinunter, bog, auf der Straße angekommen, um die nächste Ecke, zog das Fernglas hervor, hielt es sich auf die Nase und sah hindurch.

Ganz anders sah alles aus, weil es auf einmal so nah war. Da war der Park, auf der Bank saß ein Pärchen und küsste sich. Frieda guckte genauer hin, auch auf die Taube, die gleich daneben an einem Brötchen herumpickte. Ein Mofa fuhr vorbei und Frieda versuchte ihm mit dem Fernglas zu folgen, was gar nicht so leicht war. Kurz verlor sie es, dann fand sie es wieder. Auf dem Mofa saß ein Junge mit einem grünrot gestreiften Sweatshirt. Er hatte eine Plastiktüte in der Hand, fuhr langsamer, hielt an, ein Junge mit zerfransten Jeans steckte eilig etwas in die Plastiktüte hinein, dann fuhr der Mofafahrer wieder schneller und . . .

»Suchst du was?«, fragte plötzlich eine Stimme hinter ihr.

Erschrocken wandte Frieda sich um.

Ein Junge stand da, kaute auf einem Kaugummi herum und grinste.

»Nein«, sagte Frieda schnell. »Ich gucke nur so.«

»Ist das dein Fernglas?«, fragte der Junge.

»Sozusagen.«

Der Junge nickte. »Nicht schlecht«, murmelte er.

Frieda zuckte mit den Achseln. »Ich habe es meistens dabei«, log sie. »Weil man viel mehr damit sieht als andere.«

»Logisch.« Der Junge steckte die Hände in die Hosentaschen. »Ich brauche trotzdem keins.«

»Ich schon.« Frieda sah noch einmal hindurch. »Außerdem kann man die Nummernschilder besser erkennen.«

»Zeig mal!«

Frieda gab dem Jungen das Fernglas, er guckte, pfiff plötzlich durch die Zähne und sagte: »Gar keine schlechte Idee!«

Frieda verstand nicht so ganz.

»Hör zu!«, fuhr der Junge fort. »Würdest du es mir für eine halbe Stunde leihen? Du kriegst es auf alle Fälle wieder zurück.« Er hob feierlich die Hand. »Ich halte, was ich verspreche.«

Frieda holte Luft. »Aber es geht nicht, weil . . .« Sie stockte. »Und wozu brauchst du es?«

»Ist leider geheim.«

Frieda biss sich auf die Lippe. »Also gut«, sagte sie dann. »Für eine halbe Stunde gebe ich es dir. Aber keine Sekunde länger.«

Der Junge nahm es, war fast schon um die Ecke verschwunden, blieb dann noch mal stehen und sagte: »Übrigens heiße ich Tom. Und du?«

Frieda sah auf die Kirchturmuh. Vier Minuten noch, dann war die halbe Stunde vorbei und Tom musste ihr das Fernglas zurückbringen. Was er wohl damit machte? Das hätte sie nur zu gern gewusst. Aber wenn es geheim war, konnte er natürlich nichts sagen.

Vielleicht beobachtete er jemanden, der heimlich Gift an den Straßenrand kippte. Oder jemanden, der gerade dabei war, ein Auto zu klauen. Vielleicht war er auch einem Verbrecher auf der Spur und konnte mit dem Fernglas jetzt Genaueres sehen. Oder er spionierte

einer verfeindeten Bande nach, die sich traf, um den nächsten Überfall auf ihn und seine Freunde zu planen. Frieda seufzte. In den Geschichten, die sie manchmal las, passierten jedenfalls solche Sachen.

Sie ging ein paar Schritte, blieb wieder stehen.

Hoffentlich kam Tom auch wirklich zurück. Frieda schluckte. Gar nicht auszudenken, was sein würde, wenn nicht. Aber er hatte ja gesagt, dass er hielt, was er versprach. Frieda sah die Straße hinauf und wieder hinunter.

Wie einer, der gemein war, hatte Tom nicht ausgesehen. Außerdem hatte er ihr ja auch freiwillig seinen Namen genannt. Und so was machte ja wohl keiner, der es nur darauf anlegte, sich mit fremden Ferngläsern aus dem Staub zu machen und nie wieder blicken zu lassen.

Wieder sah Frieda auf die Uhr. Viel Zeit hatte Tom jetzt wirklich nicht mehr. Wenn er sein Versprechen halten wollte, dann musste er jeden Moment hier erscheinen, egal wie. Er musste . . .

»Na!«, hörte sie ihn plötzlich hinter sich. »Was habe ich gesagt?«

Sie wandte sich um. »Ich wusste sowieso, dass du kommst«, sagte sie erleichtert.

»Klar.« Tom grinste.

Frieda grinste auch. »Und? Hattest du Glück?«, fragte sie. »Hast du gesehen, was du sehen wolltest?«

Tom schüttelte den Kopf. »Leider nicht.« Er zuckte mit den Achseln. »Dabei wäre es wichtig. Ziemlich wichtig sogar.«

»Und . . .« Frieda zögerte. »Und wenn du es noch mal versuchst? Ich könnte dir das Fernglas ja auch bis morgen leihen.« Sie trat von einem Bein aufs andere.

Tom sah sie an. »Das würdest du tun?«

»Na ja«, sagte Frieda. So ganz sicher war sie sich nicht. Obwohl Tom ja ehrlich zu sein schien und Bastian bis morgen wahrscheinlich gar nichts merken würde. »Ja, doch.«

»Danke.« Tom nickte ihr zu, schwenkte das Fernglas in der Hand und sie verabredeten sich für den nächsten Mittag, Punkt zwei an derselben Stelle.

Vielleicht, dachte Frieda, als sie schließlich nach Hause ging, vielleicht erzählte er ihr morgen ja ein klitzekleines bisschen davon, was so geheim war und so enorm wichtig. Weil er bis morgen vielleicht Glück gehabt und gesehen hatte, was er sehen wollte. Vielleicht war es spannend und schrecklich gefährlich. Frieda hatte keine Angst. Außerdem hatte sie Ferien und sowieso gerade nichts Besseres zu tun, weil ihre beste Freundin Anna nach Australien ausgewandert war. Zusammen mit ihren Eltern und ihrem Bruder, der viel netter war als Bastian, obwohl er auch schon fünfzehn war.

Frieda steckte die Hände in die Hosentaschen. Bastian würde schon nichts merken. Schließlich würde sie ihm das Fernglas morgen Mittag ja auch wieder hinstellen und außerdem war sie seine schlechte Laune sowieso langsam leid.

2. Kapitel



*Von alten Bildern,
einem Versprechen, das nicht
eingehalten wird, und fehlenden
zweihundertdreiundvierzig Euro*

Mama war als Erste zurück. Frieda freute sich. Sie fand es nämlich schön, Mama mal ganz für sich allein zu haben. Auch wenn Mama müde war und Papa wahrscheinlich bald kam und die beiden wieder ernste Sachen zu besprechen hatten, von denen Frieda leider nicht alles verstand. Es ging dann um einen Kollegen von Mama, der bald seine Arbeit verlieren würde, und darum, wie man ihm helfen konnte. Frieda saß gern dabei, wenn Mama und Papa ernste Sachen besprachen, und manchmal fragte sie auch nach. Papa und Mama waren dann nicht immer begeistert und ein paar Mal hatten sie sie auch schon weggeschickt und gesagt: »Lass uns mal in Ruhe reden. Nicht alles ist auch für Kinderohren bestimmt.« Frieda fand das gemein. Aber sie ging dann natürlich trotzdem in ihr Zimmer. Allerdings musste Mama sie später dreimal rufen, bis sie zum Essen kam.

Jetzt musste Mama sie keinmal rufen. Jetzt war Frieda schon bei Mama auf dem Sofa, hatte sie ganz für sich allein und erzählte; von Tom, den sie morgen Mittag um Punkt zwei Uhr wieder treffen würde, vom Park, den sie mal näher besichtigt hatte, genau wie das Hochhaus mit der Feuerleiter, über die man, wenn man wollte, bis aufs Dach hinaufkam. »Natürlich wollte ich nicht«, fügte Frieda hinzu. »Außerdem reicht ja ein falscher Tritt und man fällt hinunter und ist tot.«

Frieda erzählte und erzählte, erfand noch ein paar Kleinigkeiten hinzu, nur das Fernglas erwähnte sie nicht. Genau wie die beiden Jungen, die ihr gedroht hatten. Es gab genug anderes zu erzählen, was schöner war. Und Mama war müde und konnte gar nicht richtig zuhören; aber es war gemütlich neben ihr und richtig kuschelig.

Frieda rückte noch ein kleines Stück näher.

Vielleicht würde sie später auch Restauratorin werden wie Mama. Dann arbeiteten sie immer zusammen an den alten, verwitterten Gemälden, fuhren nach Venedig oder in andere alte Städte . . .

Frieda schloss die Augen. Sie malte sich gerne so was aus. Vor allem, seit Mama nur noch in einem Büro am Computer saß und ganz traurig war, weil sie die alten Bilder nicht mehr vor sich hatte. Irgendwann bekam Mama bestimmt wieder einen Auftrag. Alte Bilder, die ausgebessert werden mussten, gab es ja genug. Und Frieda half Mama später eben einfach dabei. Malen konnte sie sowieso ziemlich gut.

»Frieda!«, sagte Mama schläfrig. »Du wirst mir zu schwer.«

Frieda zog ihren Kopf, der auf Mamas Schulter gerutscht war, zurück. Schwindelfrei war Frieda jedenfalls auch. Wenn man Restauratorin werden wollte, musste man das ja sein, weil man manchmal ganz oben auf einem Gerüst stand, von dem aus es zehn Meter tief hinunterging.

Frieda seufzte. Wenn Mama erst wieder einen Auftrag bekam, ging sie ganz einfach mal mit und stellte sich neben sie aufs Gerüst. Mama würde schon sehen. Frieda würde auch nichts kaputtmachen und . . .

Sie hörte, wie ein Schlüssel ins Schloss gesteckt wurde, und wenig später stand Papa da. Mit einem großen Strauß Blumen.

Mama richtete sich auf. »Na, so was«, sagte sie. »Sind die etwa für mich?«

Papa schüttelte den Kopf und grinste. »Für mich«, sagte er. »Allerdings auch nur, weil ich der tausendste Kunde in der neuen Apotheke war.«

»Ach so.« Mama sank wieder aufs Sofa zurück. »Früher«, sagte sie gähmend, »früher hast du mir immer Blumen mitgebracht.«

»Tja.« Papa zuckte mit den Achseln. »Das ist schon etwas länger her.«

»Eine ganze Ewigkeit.«

»Wenn nicht sogar zwei.« Er ließ sich neben Mama aufs Sofa fallen, drückte sie kurz, strich Frieda über die Nase und erklärte, dass ihm vor Müdigkeit fast die Bei-

ne abfielen. Dann schaltete er den Fernseher ein. »Die Nachrichten kommen gleich«, sagte er. Frieda und Mama guckten mit und *fast* fand Frieda es schön. Jedenfalls war es tausendmal schöner, als mit Bastian dazusitzen, der immer nur sein Gesicht verzog, sobald sie mal was sagte. Am liebsten wäre es ihr, ihm heute erst gar nicht zu begegnen. Denn wenn er zufällig doch noch merkte, dass das Fernglas nicht an seinem Platz war, würde es nicht gerade witzig werden mit ihm.

Längst war »Punkt zwei Uhr« vorbei. Frieda stand immer noch da und glaubte es nicht. Tom war nicht gekommen, obwohl er es versprochen hatte. Und er hatte das Fernglas, das sie ihm ein zweites Mal geliehen hatte, nicht zurückgebracht.

Wieder ging sie die Straße ein Stück hinauf, dann hinunter, steckte die Hände in die Hosentaschen, guckte und konnte ihn nirgends entdecken.

Hatte er sie hinters Licht geführt? Frieda biss sich fest auf die Lippe, so fest, dass es fast wehtat.

Vielleicht war Tom nur aufgehalten worden, überlegte sie. Vielleicht hatte er kommen wollen, sich aber im letzten Moment den Knöchel verstaucht. Oder seine Mutter hatte ins Krankenhaus gemusst. Vielleicht war sie ja auch plötzlich gestorben. Von einem Auto überfahren worden . . .

Noch einmal vergewisserte Frieda sich, dass Tom nicht auftauchte, dann ging sie. Lief ziellos irgendwohin.

Vielleicht stand Tom hinter einer Ecke, lachte sich eins und sagte sich: Selbst schuld, wenn die so blöd ist und mir ihr Fernglas einfach noch ein zweites Mal leiht!

Frieda schnappte nach Luft. Und sie hatte ihm geglaubt! Vor einer Ampel blieb sie stehen, wartete, bis die Ampel auf Grün sprang, ging weiter.

An Bastian durfte sie gar nicht denken. Er würde ihr den Hals umdrehen, wenn er erfuhr, dass sein Fernglas verschwunden war.

Frieda schlug den Weg Richtung Park ein.

Aber Tom war so nett gewesen. Sogar geschworen hatte er ihr. Wer weiß, was er mit dem Fernglas vorgehabt hatte! Vielleicht war er gerade dabei gewesen, sich ein paar Nummernschilder zu notieren, als ihn jemand gepackt und in einen Keller geschleppt hatte?

Ja. Wenn es schon geheim war, wozu er das Fernglas gebraucht hatte, dann war es garantiert auch gefährlich. Tom hätte ihr das Fernglas doch zurückgegeben, wenn er gekonnt hätte, oder?

Frieda beschleunigte ihren Schritt.

Wer weiß, was wirklich passiert war. Sie hielt die Augen offen, kam an einem Kellerfenster vorbei, sah kurz mal hinein, entdeckte aber nichts außer altem Gerümpel.

Eilig ging sie weiter, erreichte schließlich den Park und traute ihren Augen nicht, als sie Tom schon von weitem erkannte. Er saß auf einem Fahrrad, hielt einen Fußball in der Hand und redete mit zwei Jungen.

Frieda blieb die Spucke weg. Die beiden kannte sie doch! Und ob sie die kannte!

Ihr wurden die Knie weich, aber dann fasste sie sich ein Herz, setzte einen Schritt vor den anderen, stand schließlich vor Tom und fragte: »Wo ist mein Fernglas?«

Tom sah sie an, zuckte mit den Achseln und tat, als hätte er von einem Fernglas noch nie das Allergeringste gehört. »Keine Ahnung, was sie meint«, sagte er, warf den beiden Jungen einen Blick zu und grinste.

»Ja, aber . . .« Frieda wurde heiß und kalt. »Ich habe es dir doch gestern geliehen. Und das gleich zweimal hintereinander.«

Tom verzog keine Miene.

Und einer der beiden Jungen sagte: »Hau ab! Du siehst doch, dass du hier nichts zu melden hast.«

Frieda rührte sich nicht von der Stelle. Erst als der andere der beiden Jungen einen Schritt auf sie zutat, wandte sie sich um und ging. Und sie hörte ihn noch rufen: »Solche wie du sollten sowieso mal ein bisschen vorsichtiger sein und ihre Nase nicht überall reinstecken. Das könnte sonst noch mal sehr wehtun, kapiert?«

Den ganzen Nachmittag über ließ Frieda sich Zeit. Sie lief durch die Straßen, saß am Spielplatz und sah anderen Kindern beim Burgbauen zu, hockte schließlich vor einem Baum, dessen Stamm von Ameisen bevölkert war, zählte alle roten Autos, die vorbeifuhren, dann alle blauen, blieb vor ein paar Schaufenstern stehen, sah